Das teuerste Frühstück der Welt

Militärisches Erlebnis aus der heißen Zone

Von Adalbert Schücking

Trapp — trapp — trapp — — ein Trupp Kolonialtruppen stapft durch die verbrannte Steppe.

Die Sonne strahlt unerbittlich vom Himmel, kein Lüftchen weht, und nirgends ist eine Quelle in Sicht.

Gegen acht Uhr abends erreicht der Trupp ein kleines Gewässer. Erlösung! Hilfe! Erquickung! Der kommandierende Hauptmann läßt sofort die Tornister abwerfen — für heute ist der Dienst aus.

Schweißtriefend kriechen die braungebrannten Soldaten zur Quelle und netzen das Gesicht. Dann schlürfen sie das kostbare Naß in durstigen Zügen. Ah, wie das schmeckt!

Der Hauptmann hat inzwischen sein Zelt verlassen und inspiziert die Feldküche. „Na, Leute, was gibt's heute Neues?"

„Konservenfleisch, Herr Hauptmann!" Stramm erstattet der Koch — er stammt aus London — die Meldung.

„Gibt's denn zum Himmeldonnerwetter nichts Vernünftiges bei Euch?" flucht der Hauptmann.

Der Koch zuckt grinsend die Achseln. Wo nichts ist, hat bekanntlich selbst der Kaiser sein Recht verloren ...

Es ist kurz vor zehn Uhr abends, als ein Posten plötzlich Alarmruf ausstößt. Was ist los? Der Hauptmann eilt aus dem Zelt.

Ein Armee-Lastauto rollt langsam heran. Der Chauffeur hat Schutzketten um die Räder gewickelt, damit der Staub nicht eindringt und den Wagen zum Versanden bringt.

„Woher?" Der Hauptmann streckt die Hand nach dem Meldezettel aus.

Der Chauffeur steht stramm: „Ich habe eine Kiste mit sechs lebenden Tauben für Herrn Hauptmann!"

„Tauben?" Der Hauptmann wird auf einmal sehr hellhörig. „Haben Sie einen Brief dazu?"

„Nein, der Herr Oberst hat mir nur aufgetragen, Herrn Hauptmann sofort diese sechs Tauben zu bringen."

„Danke!" Der Hauptmann ist gerührt über soviel Liebe und Freundlichkeit seines Vorgesetzten und drückt dem Wagenführer einige Geldstücke in die Hand.

„Kinder", wendet er sich dann an seine beiden Leutnants, „der Oberst hat an uns gedacht und uns sechs Tauben zum Futtern geschickt. Patenter Kerl, was? Wollen wir sie nun heute abend noch essen oder erst morgen zum Frühstück?"

Die Mehrheit ist für das Frühstück, und so legt man sich schlafen, nachdem der Hauptmann noch die Tauben der besonderen Obhut des Koches anvertraut hat. —

Glühend heiß zog am nächsten Morgen die Sonne am Horizont herauf. Aber zu der Zeit war der Hauptmann mit den beiden Leutnants schon mit seinem fabelhaften Frühstück fertig. Der Duft von zartgebratenen Tauben lag in der Luft.

„Wieviel haben sie denn gegessen?" fragte der Wachthabende den Koch, der an ihm vorüberkam.

„Jeder zwei!" antwortete der. „Waren gut."

„Kann ich mir denken!" brummte der Wachthabende, und damit ebbte das Gespräch aus.

Gegen abend wurde es endlich wieder kühl, nachdem tagsüber eine entsetzliche Hitze geherrscht hatte. Ein kalter Nachtwind strich über die Steppe. Der Hauptmann wickelte sich in seine Decke, zog seinen Füllhalter aus der Tasche und begann zu schreiben.

„An die Familie?" fragte der erste Leutnant.

„Nein, an den Obersten", erwiderte der Hauptmann, „ich will ihm danken für das liebenswürdige Geschenk, das er uns machte. Ja, so einen Obersten werden wir wohl nie wieder kriegen! Feiner Kerl!"

Am nächsten Morgen ging der von überströmender Dankesfreude verfaßte Brief an den „feinen Kerl" ab ...

Wochen vergingen.

Der Trupp war längst an die Küste zurückgekehrt, und an einem schönen Sommerabend mußte der Koch mit einem neuen Zug ausrücken. Auch der Lastwagenführer von damals war mit dabei. Er lenkte das Trainauto.

„Du, hör' mal", sagte er zu dem Koch, als sie morgens beim Kaffee um das Lagerfeuer saßen, „was habt Ihr eigentlich damals mit Euren sechs Tauben gemacht? Das soll ja einen schönen Skandal gegeben haben."

„Ja", lachte der Koch, „das war eine ganz tolle Geschichte! Vierzehn Tage später glaubten wir unseren Augen nicht zu trauen, als man unseren Hauptmann festnahm und in den Bunker warf. Es lag ein Befehl vom Obersten vor, der maßlos wütend war, daß der Hauptmann die sechs Armeebrieftauben, die den Depeschendienst zwischen den Truppenteilen verrichten sollten, einfach zum Frühstück vertilgte. Diese Tauben waren nämlich Eigentum des Staates, und der Vorgesetzte verdonnerte daher den verdutzten Hauptmann zu acht Tagen Kasernenarrest und entsprechendem Schadenersatz — etwa zwanzig Mark pro Täubchen, ein teurer Spaß ..."

Ein verhängnisvoller Leuchtturm.

Das tragische Geschick, das die Wächter des Leuchtturms von Tévennec an der stürmischen Küste von Finisterre in den letzten Jahren verfolgte, hat den französischen Behörden Veranlassung gegeben, den Betrieb des Leuchtturms gänzlich von Menschenhand unabhängig zu machen und ihn vollständig selbsttätig zu gestalten. Der erste Wächter des noch gar nicht sehr alten Leuchtturms wurde schon nach kurzer Zeit wahnsinnig. Seinem Nachfolger schien ein ähnliches Geschick zu drohen. Er erklärte, ständig geheimnisvolle Stimmen zu vernehmen, die ihm sagten, daß er seinen Posten aufgeben solle. Trotz aller Versuche, ihn von der Unsinnigkeit seiner Ansicht zu überzeugen, ließ sich der Mann nicht halten, und man mußte sich nach einem Nachfolger umsehen. Diesen fand man schon nach wenigen Wochen tot in seinem Bette. Jetzt wurden zwei Wächter auf den Turm gesetzt, Vater und Sohn. Zunächst schien alles gut zu gehen, bis eines Tages der Aeltere aus unbekannten Gründen Hand an sich legte. Die traurige Kette war damit noch nicht geschlossen. Ein neuer Wächter kam auf den Unglücksturm, ein Mann, der erst vor einigen Monaten geheiratet hatte und seine junge Frau mit sich brachte. Das Paar hatte aber kaum eine kurze glückliche Zeit dort draußen in der Einsamkeit verbracht, als ein Orkan von ungewohnter Heftigkeit losbrach. Die Wogen drückten in dem Turm die Wand zu einem Zimmer ein, in dem die junge Frau gerade einem Sohne das Leben geschenkt hatte. Mutter und Kind fielen dem Wasser zum Opfer. Damit schien es den Behörden aber genug zu sein. Man beschloß, dem verhängnisvollen Leuchtturm keine weiteren Menschenleben mehr anzuvertrauen, und seit kurzem sind die Arbeiten begonnen, um den Betrieb vollkommen selbsttätig zu gestalten.

Die Hausspinne als Wetterprophet

Ein sicherer Winterprophet und zuverlässiger Wetterverkünder für die rauhe Jahreszeit ist unsere Haus- oder Winkelspinne. Hängt sie ihr Gewebe im Spätherbst gegen Süden aus, so ist stets strenge Kälte zu erwarten. Kehrt sie dagegen ihre Netze nach Nord, Ost oder West, so ist milde, wenn auch unbeständig feuchte Witterung im Anzug. Sehr kalte Tage treten ein, wenn sich die Winkelspinne in die Nähe der Stubenöfen flüchtet. Anhaltende Kälte steht bevor, wenn die Spinnen mitten im Winter die alten Gewebe durch neue Fäden festigen und versteifen. Kämpfende und streitende Spinnen des Spätherbstes werden als Vorboten besonders strengen Winters gedeutet.

Der Hund der Königin.

Als Marie Antoinette während der französischen Revolution in das Gefängnis abgeführt werden sollte, begleitete ihr Hund sie auf dem Wege zur Conciergerie. Doch vor dem Tore des Gefängnisses stießen die Soldaten das Tier zurück; so blieb es vor dem Eingang sitzen und war weder durch gute oder böse Worte noch durch Fußtritte von der Tür zu verscheuchen. Auch nach der Hinrichtung der unglücklichen Königin wartete der Hund weiter vor dem Eingang des Gefängnisses. Die Leute, die in der Nähe wohnten, waren von dieser Treue so gerührt, daß sie das Tier täglich fütterten, aber es gelang ihnen niemals, es heranzulocken. Noch nach Jahren behauptete der Hund seinen Platz an der Stätte, wo er seine Herrin zum letzten Male gesehen hatte, und in ganz Paris kannte man ihn unter dem Namen „der Hund der Königin".

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 83 | **24. Oktober 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Utsch

(10. Fortsetzung)

„Du kannst den Schmied fragen und auch Klaus Oeden. Die beiden lügen nicht!"

„Wenn's wirklich so wäre — Donner, was geht ihn das an? Ich bin ein freier Mann und habe nach ihm nicht zu fragen! Wenn ich trinke, trinke ich! Basta! Ich brauche mein Geld und nicht das seinige!"

Ranzoni lächelte fein. Er erwiderte laut und schneidend: „Was du da sagst, Heiner, das ist gelogen! Denn du bist kein freier Mann — in Wirklichkeit stehst du unter Kuratel deines Onkels!"

Heinrich brauste auf, seine Augen blitzten und er zog die Hände aus den Hosentaschen.

„Laß dein verfluchtes Gefasel sein, Ranzoni! Sonst — nimm dich in acht!" Und im Kasernenhofton setzte er hinzu: „Verstanden!"

Ranzoni war keineswegs beleidigt oder eingeschüchtert. Er blieb ruhig. Seine kleinen Augen blinzelten listig und um seinen schmalen Mund legten sich höhnische Falten, als er die Zügel anzog und den Pferden zu halten befahl. Die Tiere blieben stehen. Dann wandte er sich an seinen Begleiter. Es schien, als ob er durch das Anhalten des Fuhrwerks den Eindruck seiner Worte erhöhen wolle.

„Weißt du, Heiner, was mit dir los ist?"

„Ja — und?"

„Du bist — verliebt!! Und zwar bis über die Ohren! Jöh!"

Die Pferde zogen wieder an. Heinrich lachte laut auf.

„Woher willst du das denn wissen?"

„Woher? — Nun, du verrätst dich doch selbst; jedes Wort, das aus deinem Munde kommt, sagt es. Du bist wahnsinnig verliebt — es ist ganz klar."

Heinrich wurde nachdenklich. Er verneinte Ranzonis Behauptung nicht. Stumm blickte er auf die Pferde.

„Ich weiß aber nicht nur, daß du verliebt bist — mir ist auch bekannt, wen du liebst!" fuhr Ranzoni fort, indem er jedes Wort betonte. „Die Dörfler glauben, du habest auf die Marie des Schulmeisters ein Auge geworfen. Diese Dummköpfe! Ich habe eine feine Nase, Heiner!"

„Laß deine dummen Neckereien, Ranzoni!" Heinrich zwang sich zur Ruhe.

„Noch einmal, Heiner: Ich kenne das Mädel, das dir im Herzen steckt!"

„Na ja, dann ists gut!"

„Die Braut deines Onkels liebst du — ja? Ist es nicht so?"

Ranzonis Gesicht verzerrte sich zu einem teuflischen Grinsen. In einem Tone, hinter dem Haß und Tücke verborgen lagen, setzte er hinzu:

„In die Hilde bist du vernarrt, Heiner! Sie ist das Mädchen, das du wirklich liebst! Und weil du sie nicht mehr haben kannst, deshalb säufst du! Das tun alle dummen jungen Männer, Heiner! Ich meine, wenn sie in deiner Lage sind."

Heinrichs Mienen wurden so finster und drohend, daß der Südländer ängstlich etwas von ihm abrückte. Lauernd beobachtete er jede Bewegung des jungen Mannes.

„Teufel, Ranzoni, hüte deinen ungewaschenen Mund! Ich bin zu allem imstande, verstehst du? Noch ein Wort — und ich werfe dich vom Wagen, daß du das Genick brichst!"

„Heiner, das tust du nicht. Du kannst es mir nicht übelnehmen, wenn ich deines Onkels Verdacht entkräften will. Du wirst dich selbst so gut beurteilen können, daß du genau weißt, weshalb du trinkst! Daß ich gerne mit dir in der Wirtschaft sitze, das gebe ich zu. Ich mag dich gut leiden — hauptsächlich, wenn du einen kleinen weg hast. Aber zum Trinken habe ich dich nicht gebracht! Ueberhaupt, was deinen Onkel anbelangt —"

„Laß den beiseite, Mensch! Laß ihn beiseite, sage ich dir!"

„Nun gut, ich sage nichts mehr über ihn ... Aber du bist dumm, Heiner, du bist wirklich dumm! Blödsinnig dumm, möchte ich fast sagen!"

„Willst du das noch einmal wiederholen?"

„Heiner, wir wollen uns nicht zanken. Nein, das hat keinen Zweck! Wenn ich zu dir sage, du wärst dumm, so mußt du das recht verstehen."

„Du bist der erste, der mir das sagt."

„Weißt du, Heiner, du bist sonst der gescheiteste Mensch unter der Sonne — auch dein Onkel hat alles andere im Kopf als Dummheit. Diese Eigenschaft kennt man einfach nicht in deiner Verwandtschaft. Man kann dich und den Schulzen ruhig die gescheitesten und gebildetsten Menschen im Dorfe nennen. Aber eines hat dein Onkel, dieser alte Schlauberger, dir zuvor: Er ist auch in der Liebe nicht auf den Kopf gefallen, während du, Heiner, darin stockdumm bist."

Heinrich biß sich auf die Lippen, erwiderte aber nichts.

„Man hat das manchmal, daß die Gescheitesten in der Liebe die Dümmsten sind!"

„Das tut mir gar nicht leid, Ranzoni!" knurrte Heiner.

In Ranzonis Gesicht malte sich etwas Enttäuschung.

„Es tut dir nicht leid? ... Du setzest mich in Erstaunen. — Aber du lügst." versetzte er mit einem triumphierenden

Lächeln nach einer kurzen Pause, „du lügst, Heiner, wenn du das sagst! Wenn es Wahrheit wäre, so liebtest du den Alkohol nicht, denn du bist von Natur aus kein Trinker — auch bist du nicht dazu erzogen worden. Wenn so einer wie du zu trinken anfängt, so hat er die Absicht, sich etwas vom Herzen zu spülen ... Ich bin offen, Heiner, du darfst mir meine freie Sprache nicht übelnehmen. Ich meine, ich müsse dir das sagen, weil — nun, weil du mir leid tust!"

„Sprich, was du willst!" sagte Heinrich mürrisch.

„Aber du darfst dich nicht mehr aufregen, Heiner."

„Nein!"

„Dann ist es gut ... Also: Du liebst die Hilde — widerlege es bitte nicht, denn ich weiß es ganz genau! — Aber sie ist die Braut deines Onkels — er will sie schon in aller Kürze heiraten ... Werde nur nicht bös, Heiner, laß mich ausreden! ... Es ist klar, du würdest jeden anderen, der dir die schöne Försterstochter streitig machen wollte, aus dem Feld zu schlagen versuchen. Nun ist aber der Onkel, den du achtest und verehrst, dein Nebenbuhler. Du willst nicht mit ihm streiten, das kann man verstehen und begreifen. Ich kann mich ganz gut in deine scheußliche Lage hineindenken. Aber trotz alledem, Heiner!" Ranzonis Stimme wurde eindringlicher. „Jugend gehört der Jugend! Dein Onkel ist alt — schon über vierzig. Die Hilde ist zu jung für ihn! Er ist doppelt so alt wie sie und könnte ihr Vater sein. Nein, sie ist nichts für ihn! Er sollte sie dir lassen, denn dir steht sie eher zu. Wenn er vernünftig wäre, würde er es ohne weiteres tun!"

In Heinrich kochte es, das Blut stieg ihm in den Kopf. Seine Leidenschaft sagte ihm: Der Mann hat recht! ... Doch mit tadelnder Miene trat der Onkel vor seinen Geist und rief ihm zu: Willst du mich wegen eines Frauenzimmers bei diesem falschen Menschen verleugnen und verraten? Willst du versuchen, mir, deinem zweiten Vater, das Glück zu rauben? Du Undankbarer! ... Zwei Feinde lagen in ihm in erbittertem Kampf: Die Leidenschaft mit dem Gerechtigkeitsgefühl, das jedem guten Menschen eigen ist.

Ranzoni beobachtete die Wirkung seiner Worte genau; ein schlaues Lächeln schwebte um seine Lippen, als er fortfuhr:

„Des Dorflehrers Marie, dieses törichte Gänschen, bildete sich allerlei ein. Du gehst jetzt nicht mehr hin zu dem Alten — das freut mich, denn die Marie war nichts für dich. Sie ist — kurz gesagt — keine Frau für dich, Heiner! Weshalb? Nun, sie ist nicht schön genug und hat auch meiner Ansicht nach zu wenig Schliff — ja, es ist wahr, sie hat einfach keinen Schliff! Dagegen ist die Hilde für dich direkt wie geschaffen. Denke sie dir nur mal neben der Lehrerstochter! Des Magisters Tochter ist bleich und kränklich — schwach — man kann ruhig sagen: sie steht schon mit einem Fuß im Grab. Ihre Lunge muß nicht ganz in Ordnung sein ... Die Hilde ist aber gesund und kräftig, trotzdem schlank und zart, sie hat eine Figur und ein Gesicht — ha — so reizend wie ein Engel. Jede ihrer Bewegungen ist voller Anmut. Sie ist einfach faszinierend! Auf so eine Frau könnte man stolz sein. Ich bin viel in der Welt herumgekommen, aber ein so schönes Frauenzimmer wie die Hilde habe ich noch nie gesehen — gibts überhaupt nicht mehr! Oder könntest du dir vielleicht ein entzückenderes Geschöpf vorstellen als die Hilde?"

„Weshalb das alles, Ranzoni?" fragte Heinrich finster.

„Weshalb? ... Ja, weshalb? ... Eigentlich soll man sich um fremde Angelegenheiten nicht kümmern, aber — offen gesagt — ich sähe dich gern neben der Hilde — ich mißgönne sie einfach dem alten Schulzen ... Ich bin immer offen, Heiner!"

Der junge Eisenbauer lachte kurz auf.

„Du bist offen, Ranzoni, das merke ich. Aber was soll das alles? Angenommen, ich liebte wirklich die Hilde, so wäre das doch ganz hoffnungslos, denn den Onkel will sie heiraten und nicht mich! Sie liebt doch meinen Onkel ..."

„Da sitzt der Kern deiner Dummheit, Heiner! Du bist so dumm in Weibergeschichten wie ein kleiner Junge. Die Hilde will den Schulzen nehmen, weil sie nicht weiß, daß du sie wirklich liebst! Oder hast du ihr schon gesagt, daß auch du sie heiraten möchtest? Wenn sie dich abgewiesen hat, so trieb sie dazu nur ihre Klugheit. Vielleicht wartet sie auf Beweise deiner Liebe — wer weiß, was so ein Frauenzimmer für Gedanken hat? ... Die Hilde ist berechnend und vernünftig. Sie bekommt an dem Schulzen einen reichen, ordentlichen und nüchternen Mann, mit dem sich leben läßt. Bei ihm ist sie in sicherer Hut auf Lebenszeit ... Aber" — er neigte sein gelbes Gesicht ganz an Heinrichs Ohr — „lieben tut sie dich doch! Ihr Herz gehört dir, daran ist gar kein Zweifel!"

„Das ist nicht wahr!" kam es erregt über Heinrichs Lippen.

„Bestimmt!" versicherte Ranzoni und lächelte fein. „Ich esse 'nen Besen, wenn es nicht so ist! Doch hier mußt du absteigen, Heiner. Ich muß mit dem Wagen noch zur Schmiede."

Als Heinrich vom Wagen kletterte, hob er plötzlich den Kopf und sah Ranzoni starr ins Gesicht.

„Du bist ein Teufel, Ranzoni!" stieß er hervor.

Ohne Gruß ging er hinweg.

Ranzoni grinste ihm höhnisch nach und nickte zufrieden. „Das sitzt," murmelte er vor sich hin, „der wird dem Schulzen noch was zu schaffen machen, denn er ist — haha — wirklich verliebt in die Hilde!"

Hämisch vor sich hinlachend, ließ er die Pferde weitertraben.

Da trat auf einmal der Köhler Franz aus einem nahen Gebüsch und kam auf den Wagen zu.

„Wenn du was mit dem Heiner treibst, du Lump, dann holt dich der Deuwel!" rief er wütend.

„Geht's dich was an, du dummer Nigger?" gab Ranzoni spöttisch zurück und ließ die Pferde laufen.

Der Köhler ballte wütend die schwieligen Hände.

„Wir sind noch nicht fertig, du Schuft!" knurrte Karl und knirschte mit den Zähnen. „Bei der ersten besten Gelegenheit rechne ich mit dir ab — und es geht dir schlecht!"

8. Kapitel.

„Du bist so finster und still, Heiner. Fehlt dir etwas — ist dir nicht wohl?"

Heinrichs Mutter sah besorgt auf den Sohn, der krumm auf einem Stuhl neben dem Ofen hockte und düster zwischen den Knien hindurch auf den Boden starrte. Die Frage der Mutter ließ er unbeantwortet.

„Bist du krank?" forschte sie noch einmal.

„Ach was!" gab er mürrisch zurück und in seinem Gesicht zuckte es nervös und ungeduldig.

Rasch bewegte sich das Strickzeug in ihren Händen. Ab und zu warf sie einen mitleidigen und sorgenvollen Blick auf den Sohn. In ihren guten Augen bildeten sich allmählich Tränen. So hatte sie sich ihren zurückgekehrten Sohn nicht vorgestellt. Wie hatte er sich verändert?

Heinrich erhob sich und steckte die Hände tief in die Rocktaschen.

Nachdem er einige Male im Zimmer hin und her gegangen war, wollte er die Stube verlassen.

„Heiner!" rief traurig seine Mutter und legte das Strickzeug beiseite.

Er blieb stehen und sah sie fragend an.

Da erhob sie sich und ging auf ihn zu. Liebevoll erfaßte sie seine Hände und schaute ihm in die Augen.

„Heiner," versetzte sie mit tränenerstickter Stimme, „sei mal ehrlich und offen — sage mir, deiner Mutter, die Wahrheit! Was ist dir?"

„Was ist dir? — Ja, was soll mir denn sein?"

Seine Stimme klang kalt und hart.

„Du hast etwas, das dir die Ruhe raubt — das dich unglücklich macht —"

„Ach, Unsinn!"

Er machte eine abwehrende Gebärde.

Sie fuhr eindringlicher fort:

„Sage mir doch, was dich drückt, Heiner! Vielleicht kann ich dir helfen — und wenn nicht, so laß mich dein Leid mit dir tragen. Zu zweit geht es besser. Vielleicht kann ich dir auch mal mit Ratschlägen zur Seite stehen. — Als du vom Militär kamst, warst du heiter und guter Dinge, hattest Liebe zur Arbeit und tatest nichts, was sich nicht gehört. Aber jetzt hast du dich — verändert! Heiner, es muß da etwas passiert sein!"

„Mutter, laß mich!" bat er gequält.

„Nein, nein, sage mir, was dich drückt! Ich will nur dein Gutes, Heiner, ich will dir helfen. Ich habe eine entsetzliche Angst um dich. Du bist doch mein Einziger, Heiner! Sage mir dein Leid — ich bitte dich!"

Konnte er ihr beichten, was in seinem Innern vorging? — Konnte er ihr, seiner guten und ehrlichen Mutter, offenbaren, daß er seines Onkels Braut heiß liebte und begehrte? — Daß ihn der Gedanke an eine baldige Heirat des Onkels fast wahnsinnig machte? —

Konnte er ihr das sagen —?

Unmöglich! — Es ging nicht!

(Fortsetzung folgt)

Wahrheit oder Schwindel?

Erstaunliches vom Wundermann Albert Saheurs — „Aus den Meeren des Erdballes mache ich Ozeane von Benzin" — Versuche, die Interesse und Kopfschütteln erregen

Von Clemens Allershausen

Es gibt bekanntlich viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Je größer und umwälzender sich die bedeutungsvollsten Erfindungen unserer Zeitrechnung erwiesen, desto abweisender verhielten sich meist in solchen Fällen anfangs die Vertreter der zünftigen Wissenschaft. Wer aber eine Lanze für diejenigen Erfinder und Entdecker bricht, denen erst die Nachwelt Kränze der Verehrung und Anerkennung flocht, darf nicht vergessen, daß sich zu allen Zeiten neben dem echten Erfinder der Scharlatan auf Märkten und selbst in den Hörsälen und Kollegien der hohen Schulen breit machte. Zum Schaden der Wahrheit und des Fortschritts!

In einer Vorstadt von Rouen hielt kürzlich der französische Allerweltserfinder Albert Saheurs einen Experimentalvortrag vor einer Reihe gelehrter und höchst ehrenwerter Gäste, unter denen sich Vertreter des französischen Kriegs- und Luftfahrtministeriums, verschiedene ausländische Militärattachés, Sachverständige technischer Versuchsanstalten und führender Petroleumgesellschaften befanden. Im „Laboratorium" seiner unansehnlichen „Benzinfabrik", die von einem elektrisch geladenen Stacheldraht und zwei Revolverkanonen gegen unliebsame Eindringlinge gesichert wird, Saheurs brauchte lange, bis er zu seiner eigentlichen Bestimmung, der des Erfindens, gelangte. Er war Fabrikarbeiter und Angestellter eines Gaswerks, Klavierstimmer und Notariatsgehilfe, Kohlenhändler und Taxichauffeur, später Mechaniker und Techniker, kurz, ein Allerweltskerl mit zahlreichen „Raupen" im Kopf. Er ließ sich Patente für einen Doppelpropeller für Wasserflugzeuge und für ein Verfahren zur Hebung gesunkener Unterseeboote ausstellen und behauptete, einen ohne jeglichen Brennstoff arbeitenden Explosionsmotor konstruiert zu haben.

Man kann es somit verstehen, wenn der Kreis der geladenen Gäste die neueste Erfindung des Unternehmungslustigen mit größter Zurückhaltung aufzunehmen beliebte, handelte es sich doch um ein geradezu verblüffend einfaches Verfahren zur Herstellung von Benzin aus — Salzwasser. „Aus einem Liter Salzwasser mache ich ein Liter Benzin, aus 10 000 Liter Salzwasser 10 000 Liter Benzin, aus den Meeren des Erdballes mache ich Ozeane von Benzin!" Mit dieser anspruchsvollen Verheißung begann Saheurs seine Vorführung.

Er ließ in seinem Labor einfaches Salzwasser durch ein verwickeltes System von Rohrleitungen, Filter und Oefen laufen — der Flüssigkeitsgehalt konnte auf jeder beliebigen Etappe des Umwandlungsprozesses von den Gästen nach Belieben und genauestens untersucht werden —, und es ergab sich bei jeder Wiederholung des Versuches das gleiche Bild. Im selben Maße, wie das Salzwasser in einem großen Wassertank abnahm, vergrößerte sich die Menge des künstlich erzeugten Benzins in einem Oeltank. Sämtliche während der Versuche vorgenommenen Flüssigkeitsproben ergaben nicht den leisesten Verdacht einer Täuschung, eines wissenschaftlich getarnten Betruges. Die Flüssigkeit, die mit einer Geschwindigkeit von 500 Litern in der Stunde in den Benzintank einströmte, war und blieb Benzin. An diesem Befund ließ sich nicht rütteln. Dieses Benzin hat der Erfinder nicht ohne persönliche Eitelkeit „Sahol" genannt. Es wurde einigen der anwesenden Gäste in die Benzinbehälter ihrer Kraftwagen gefüllt, und die Motoren arbeiteten fast ohne jede Rauchentwicklung, da nach Ansicht des Erfinders das Sahol leichter verbrennt als gewöhnliches Benzin.

Kopfschüttelnd entfernten sich die Gäste. Da staunte der Fachmann, und der Laie wunderte sich. Wie ihnen Saheurs zum Schluß verriet, war er durch die Beobachtung, daß mit Petroleum zusammen stets Salzwasser gefunden werde, auf den Einfall gekommen, dieses Salzwasser zur künstlichen Herstellung von Benzin zu verwenden. Durch langwierige Versuche sei er endlich auf sein jetziges Verfahren gestoßen, das er vorerst geheim zu halten wünsche. Sein synthetisch gewonnenes Benzin koste bei der Herstellung nur einen halben Pfennig pro Liter. Das Verfahren lasse sich auch auf Schiffen mit entsprechender Anlage anwenden, die Meerwasser in Behälter pumpe und unmittelbar darauf in Petroleum verwandle. Man erfuhr weiter, daß Saheurs bereit sei, seine umwälzende Erfindung der französischen Regierung für den gewaltig hohen Kaufpreis von zwei Milliarden Franken zur Verfügung zu stellen. Er selbst denke nicht daran, die Ausbeutung seines Verfahrens in die Hand zu nehmen, da er keine Lust habe, sich von den großen Oelkonzernen der Welt boykottieren und behelligen zu lassen. Eine Regierung könne sich gegen diese mächtigen Wirtschaftsfaktoren besser behaupten als der Privatmann.

Die große Frage aber bleibt vorläufig: Ist Saheurs Erfindung wirklich eine neue, weltumwälzende Geistestat oder ein fauler Zauber?

Das arme reiche Mädchen.

Sie war die Tochter eines reichen japanischen Grundbesitzers, die junge Yasuko. Und sie hat frühzeitig die freie Verfügungsgewalt über die väterlichen Millionen erlangt. Denn die Eltern überlebten die Geburt des Mädchens nur um kurze Zeit. Aber dafür stand nun die Erbin mutterseelenallein auf der weiten Welt. Der einzige Bruder hatte, als Yasuko noch ein Kind war, einen Nervenzusammenbruch erlitten und sich dabei das Leben genommen. Im emsigen Studium suchte die Einsame ihren Kummer zu vergessen. Aber das Gefühl des Verlassenseins drang immer stärker auf sie ein. Vergeblich blickte sie sich nach einem Lebensgefährten um. Alle die jungen Männer, die in ihren Gesichtskreis traten, schienen es nur auf Yasukos Millionen abgesehen zu haben. Sie zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Nur eine junge Magd leistete ihr in ihrem großen prächtigen Hause Gesellschaft. Da endlich schien doch noch das Glück der Liebe der armen reichen Erbin zu lächeln. Als sie in einer Kunsthandlung ein Bildnis erwarb, faßte sie zu dem jungen Verkäufer eine tiefe Zuneigung, die auch Erwiderung fand. Die beiden Herzen standen in hellen Flammen. Es kam zur Verlobung. Aber wiederum griff die grausame Schicksalsgöttin ein. Die junge Braut verfiel in unheilbare Tuberkulose. Yasuko mußte ein Tokioter Krankenhaus aufsuchen. Dort eröffnete man ihr, daß sie nur noch eine Woche zu leben habe. Der unerbittliche Todesengel stand bereits zu Häupten ihres Lagers, da rang die Sterbende ihm noch eine letzte Stunde des Glückes ab. Sie ließ einen Notar kommen, und im Beisein des Arztes vermählte sie sich mit dem Geliebten, damit er nach ihrem Tode wenigstens in den Besitz ihres Reichtums käme. Der Rechtsanwalt fand eben noch Zeit, den seltsamen Akt in aller Form zu beurkunden, da verschied das arme reiche Mädchen. In ihren letzten, kaum noch hörbaren Worten sprach die Sterbende den Wunsch aus, daß ihr Erbe wenigstens dem geliebten Manne ein Glück bescheren möge, das ihr im Leben nicht vergönnt war.

Die Stimme führte die Freunde zusammen.

Es war ein dramatischer Augenblick, als kürzlich am Strande des englischen Seebades Brighton zwei Freunde, die einander seit 42 Jahren nicht gesehen hatten, wieder zu einander fanden, wobei sie, was das Eigenartige war, nur dadurch wieder zusammenkamen, daß der eine die Stimme des andern nach so langer Zeit wiedererkannte. Dieser eine war ein blinder Kriegsteilnehmer, J. B. Higgins, der auf einer Bank am Strande sitzend dem Konzert einer englischen Militärkapelle lauschte. Er fuhr auf, als plötzlich der Kapellmeister das nächste Stück ansagte. Diese Stimme mußte er doch kennen! Er sann nach, und bald wußte er, daß es die Stimme eines Jugendfreundes war, den er seit 42 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Higgins wartete das Ende des Konzertes ab und ließ sich dann zu dem Kapellmeister Dunn führen. Sein scharfes Ohr hatte nicht getrogen, denn auch Dunn erkannte unmittelbar den Jugendgespielen wieder, den er in der langen Zwischenzeit vollkommen aus dem Gesicht verloren hatte.